

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1949)

Artikel: Der alte Spieler

Autor: Steinmann, August

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ALTE SPIELER

*August Steinmann**

Auf der Landstraße zog ein älterer Mann dahin, der zu jenen gehören mochte, die, eines bestimmten Ziels nicht bewußt, irgendwohin wandern, fragende Fremdlinge, hoffnungslos nach einer Stätte des Ausruhens suchend. Ein solcher Mensch spürt, daß eine unbekannte Kraft ihn treibt. Irgend etwas lockt ihn, und dennoch weckt dieses Ungewisse in ihm das bange Gefühl, zurückgewiesen zu werden, wenn er um ein Obdach bitten würde.

«Ich kenne dich nicht, Fremder, mir scheint, du irrst dich.»

«Aber ich bin doch . . .» spricht der Fremdling, und er sucht nach beweisenden Worten.

«Ich sehe, du bist ein guter Geschichtenerzähler und weißt vortrefflich zu dichten: Es war einmal . . . Doch ich habe keine Zeit, zuzuhören. Gebe Gott, daß du bald das ruhige Ziel finden darfst; denn der Herbst ist nahe, und bald wird es Winter sein. Der Winter aber ist unbarmherzig, wenn er dich auf verschneiter Straße begleitet.»

Und der Fremdling wird betteln: «So laßt mich doch nur ein wenig ausruhen, nur eine Nacht lang; morgen will ich wieder weiterziehen. Verzeiht mir, daß ich mich geirrt habe.»

Und wenn er einmal unter einem Gotts-Will-Dache geschlafen hat, wird er sich am Morgen demütig erheben und über die Schwelle treten auf die Straße, die er gekom-

* Episode aus dem noch unvollendeten Roman «Der verlorene Christ».



Theo Glinz

men ist und die ihn weiterführen wird. Er spürt, wie die Sohlen der Schuhe dünner und immer dünner werden, wie der Wind an seinen Kleidern zerrt und wie sein Blick immer unsicherer wird, wenn er den Menschen in die Augen schauen will.

Von dieser Art war der alternde Mann, der vom Thurgau herkommend auf der staubigen Straße sich der Stadt näherte. Er mußte einst von stattlicher Gestalt gewesen sein; aber jetzt waren seine Achseln eingesunken. So machte er den Eindruck eines im Leben müde gewordenen Menschen. Die Leute, die ihm begegneten, wandten sich nach ihm um, und es mochte dem einen oder andern auffallen, daß dieser Unbekannte weder eine Wandertasche noch irgendein Bündel mit sich trug. Die staubigen Knopfstiefel hatten schiefgetretene Absätze, und die Sohlen waren durchgelaufen. Der Flügelrock war fadenscheinig und wirkte mit der großstädtischen Eleganz des Schnittes lächerlich und armselig zugleich; er vermochte nicht die Tragik, die sich ihm zu verbergen suchte, zu verheimlichen, im Gegenteil: er hob sie hervor und wurde ihr zum Verräter. Komödiantenhaft war die weiße Weste, bestickt mit roten und grünen Blümchen. Sie war an den Taschen abgegriffen, obwohl der Mann keine Uhr besaß, sondern die Stunden von den Kirchtürmen ablesen oder in einem Wirtshause nach der Zeit fragen mußte. Man findet derart abgenutzte Taschen oft bei Spielern, die darinnen Geld oder Spielmarken aufzubewahren pflegen. Über den Ausschnitt der Weste quoll eine breite, himmelblaue Halsbinde, so kunstgerecht gebunden und geknotet, daß sie einen Kragen ersetzte. Das Gesicht des seltsamen Wanderers, der in seinem Aufzuge einem fahrenden, brotlosen Schauspieler glich, mußte einmal schön und vornehm gewesen sein; denn noch waren die bestimmenden Züge nicht ganz ausgewischt worden von irgendwelchen ungeordneten Erleb-

nissen. Die Stirne war hoch, und männlich starke Brauen schützten die leicht getrübten dunkeln Augen. Was aber dem Gesichte den Ausdruck einer bemühend wirkenden Gelassenheit verlieh, das waren die schlaffen Wangen und ein spöttisch-pessimistischer Zug um den ausgeglühten Mund. Die Nase, leicht geschwungen und wohl einmal kühn zu nennen gewesen wegen ihrer Flügel, verriet, daß der Mann sich nicht wenig auf schwere Weine verstanden haben mochte. Am schmalen Kinn hing ein graues Bärtchen nach der Mode des Prinzen Louis Napoleon; vernachlässigt war der vergilzte Schnurrbart.

Der Mann hatte, als er sich der Stadt näherte, eine lange Wanderung hinter sich. Müde schlich er sich am Rande der Straße dahin, sich stützend auf einen dünnen Handstock, der schwarzlackiert war und dessen Handgriff aus einer kleinen Elfenbeinkugel bestand. Dieser Stock bildete ein krasses Gegenstück zu seinem Besitzer, der ihn mit sich trug, so wie ein um die Ehre gekommener Offizier den Degen mit sich schleppen würde.

Wer diesem Menschen begegnete und Augen hatte zu sehen, der mußte in ihm einen vom wilden Meere des Lebens an den Strand geworfenen Schiffbrüchigen erkennen. Hinter einem Lebhag hervor sprach ihn eine alte, behäbige Bauernfrau an, ob er nicht ein wenig ausruhen möchte, er sei wohl müde vom Spazieren.

In einem Deutsch, das den in der Gegend Fremden verriet, nahm der Alte die Einladung gerne an. «Spazieren?» sagte er, «seit dem frühen Morgen bin ich auf den Beinen, und mit Bottinen, die drücken, ist das keine angenehme Sache.»

«Der Herr ist hier wohl fremd?» forschte die Frau; «es gibt bei uns allerdings nicht viel zu sehen; aber die Stadt ist ja nahe – eine halbe Stunde noch und immer durch Wiesen und an schönen Landhäusern vorbei. Die Herr-

schaften aus der Stadt haben hier ihre Campagne, und sie fahren und reiten hin und her, lustwandeln an unseren Gärten vorbei und feiern ihre Tage, als gäbe es in jeder Woche sieben Heilige.»

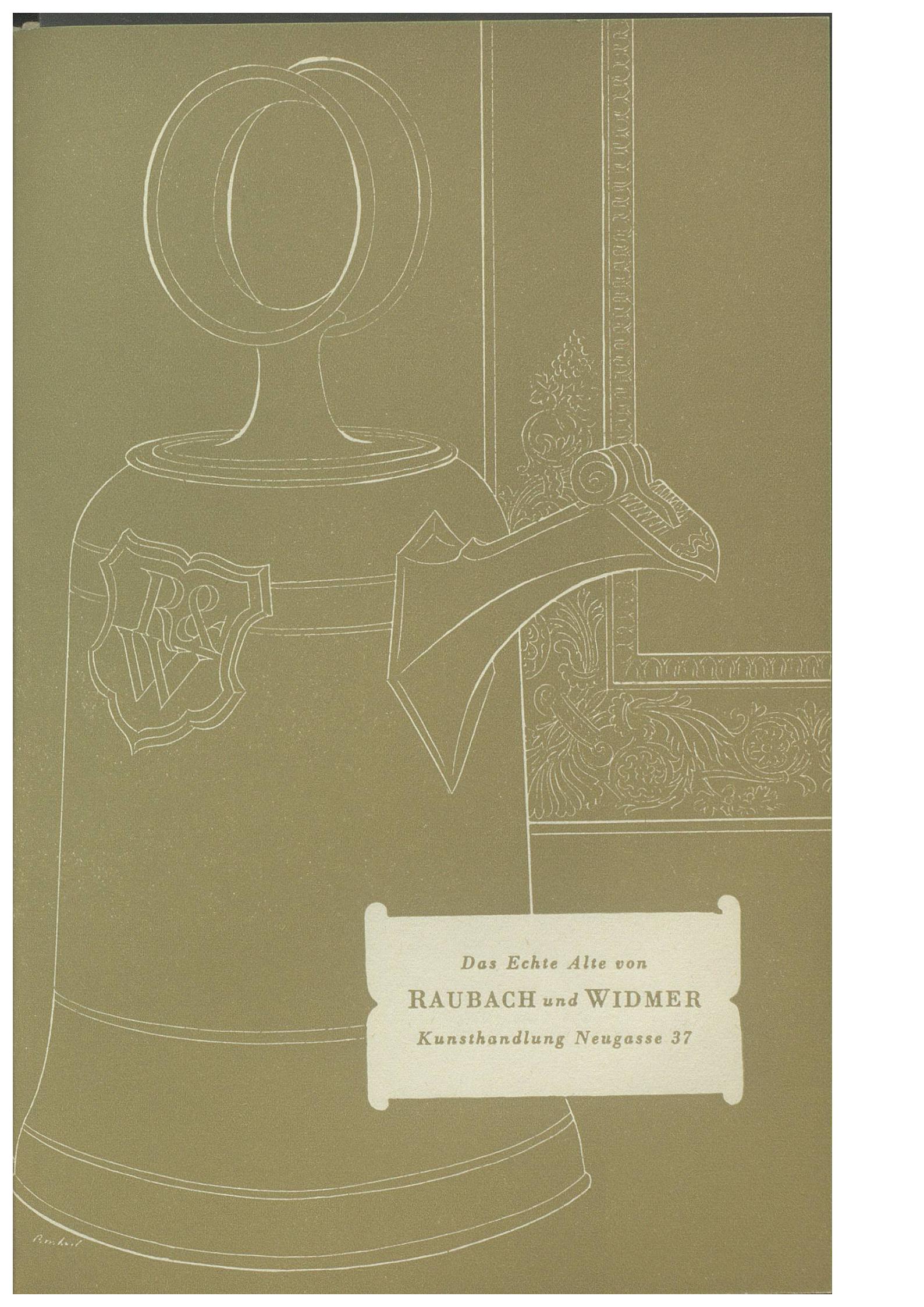
Der Fremde hatte sich mit mühseliger Gebärde auf eine Bank gesetzt. Er legte die Hände um das Elfenbein seines Stockes.

«Eh, mon Dieu», wandte er sich an die Frau, «die Heiligen haben es schön, die schauen auf uns herab; denn sie haben alle Mühsal im Leben überstanden. Aber unsereiner, ja, unsereiner! Madame, man gibt uns bei der Taufe wohl auch Namen von Heiligen: François, Marcus, Antoine, Jean und Pierre; oder Marie, Jeanne, Marguerite... schöne Namen, Madame, par exemple Marguerite. Ich liebe diesen Namen.»

«Der Herr ist wohl aus dem Welschland? » fragte die Frau.

«Oh – Welschland... viel weiter her komme ich; aus Frankreich, aus Paris. Sehen Sie, dieser Stock hat das Pflaster von Paris berührt, und meine Augen haben den Glanz der Boulevards getrunken, ja: getrunken, Madame, so wie man Wein aus der Champagne trinkt. Ich bin ein Wanderer, Madame; der Mensch muß die Füße benützen, solange er darauf stehen kann. Mit der Diligence reisen kann man am Ende der Tage, wenn wir mit Elia in den Himmel fahren. Oh, früher! Da bin ich viel geritten, auf sehr schönen Pferden; aber jetzt bin ich zu alt dazu. Mein Schluß ist schwach geworden, und das würden die Tiere merken. Also – – wandern, zu Fuß. Und so bin ich denn auch in Ihr Land gekommen, denn ich liebe diese Republik, die unserm Prinzen zur Patrie geworden ist.»

Wieder versank der alte Mann in sein Schweigen; er blickte unverwandt auf die Spitzen seiner Schuhe. Nur einmal schaute er auf und sprach vor sich ihn: «Par exemple Marguerite – – – »



RAUBACH UND WIDMER

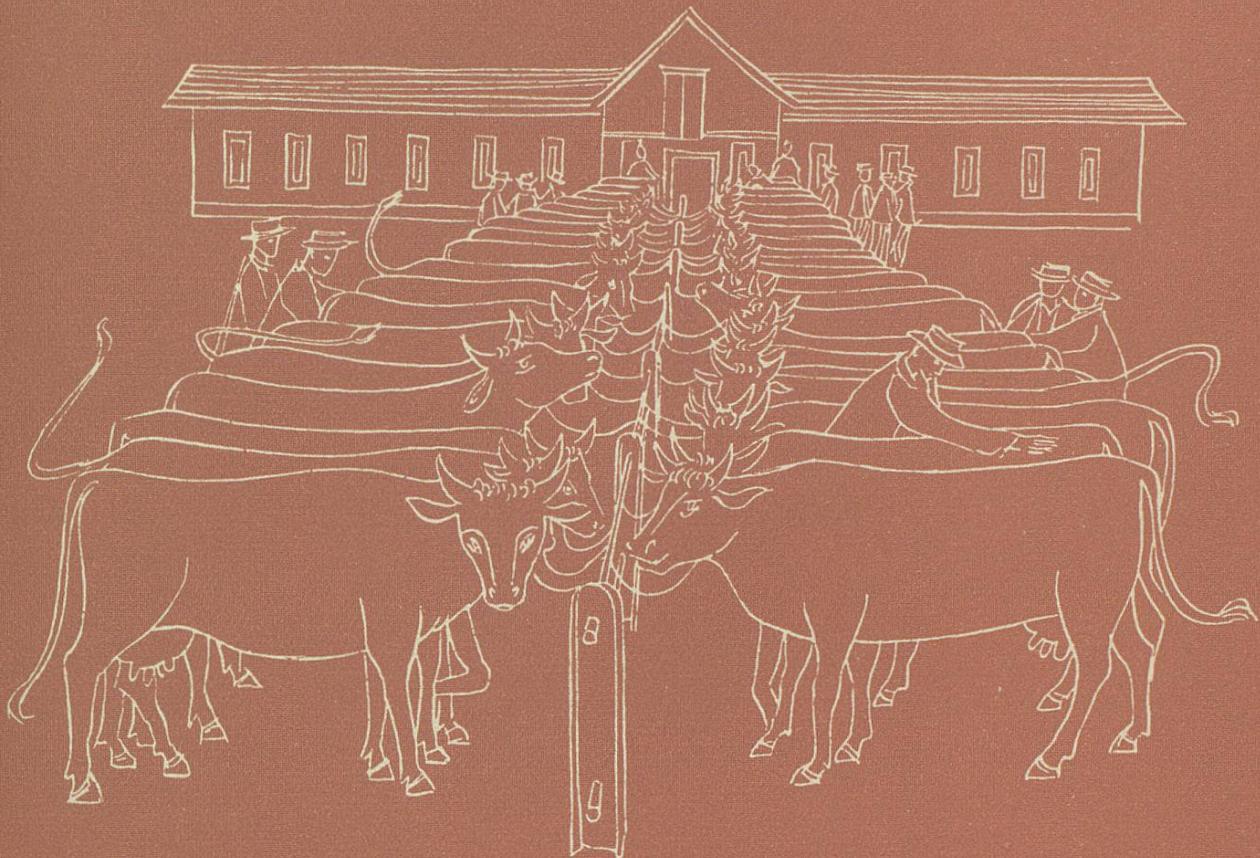
Das Echte Alte von
RAUBACH und WIDMER
Kunsthandlung Neugasse 37

Leckerlein und Biberleut vom Zuckerbecken das ist fein



Café, Konditorei Roggwiller St. Gallen

das heimelige Café mit
der hochfeinen Patisserie



M E T Z G E R M E I S T E R V E R E I N D E R



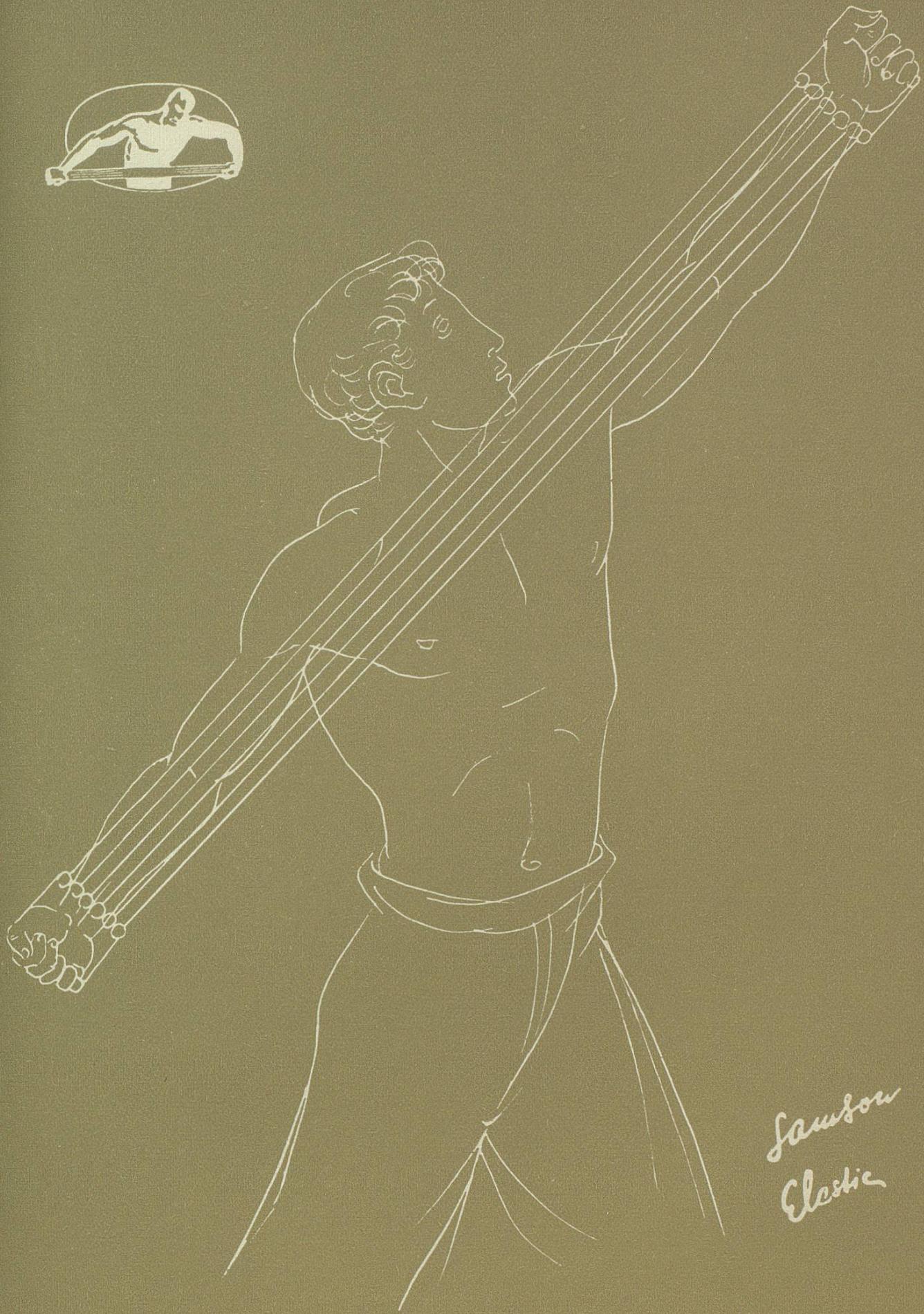
S T A D T S T . G A L L E N U N D U M G E B U N G



Diese Trophäe, über der Schwelle einer Negerhütte, soll eine Art Versicherung sein. Schutz gegen Unglück, Feuer und böse Geister. Besser als dieser Aberglaube sind unsere Versicherungen. Sie bieten dem Bürger sicheren Schutz.

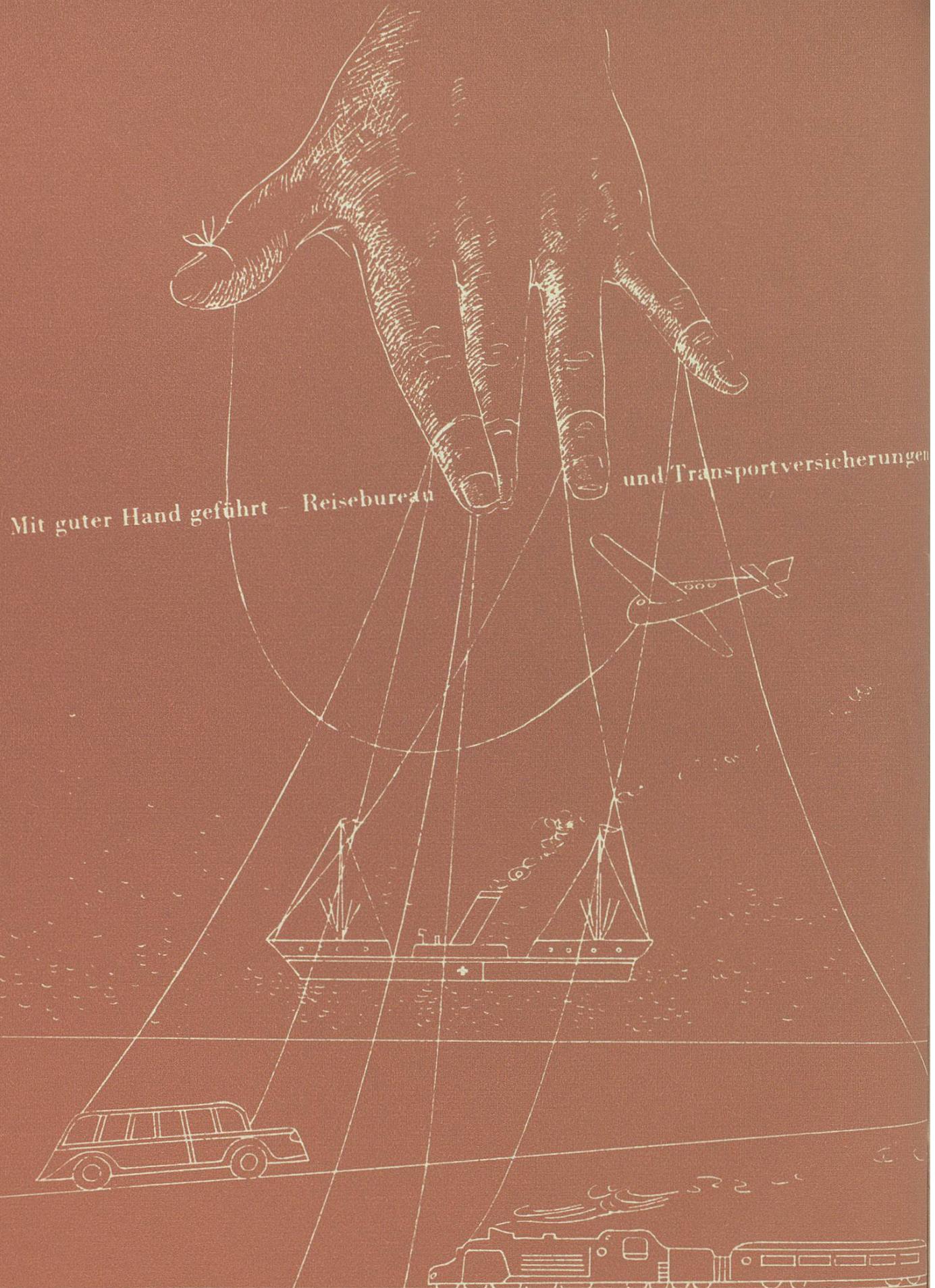
HELVETIA

Schweizerische Feuerversicherungs-Gesellschaft in St. Gallen



*Ganzoni
Electric*

Ganzoni & Cie., Aktiengesellschaften Winterthur, St.Gallen - W



REISEBUREAU **AGUSTONI** VERSICHERUNGEN

TELEPHON (071) 24455 ST.GALLEN ST.LEONHARDSTRASSE 12

VERTRAUENSFIRMA SEIT ÜBER 25 JAHREN

Unterdessen hatte die Frau Brot und hellroten Landwein herbeigeholt. Sie stellte Laib und Krug neben den Gast und sprach: «Der Herr wird mir nicht übelnehmen, wenn ich ihm serviere. Der Tag ist heiß, und einen Schluck nehmen, bevor man in die Stadt kommt, weckt die Lust, sich dort erst recht gütlich zu tun.»

«Ich danke Ihnen, Madame», gab der Alte zurück; «um keine Zeit zu verlieren, bin ich seit dem Morgen nicht mehr eingekehrt. Man findet in diesem Lande Äpfel und Birnen unter den Bäumen; damit stillt der Mensch den ärgsten Hunger.» Er brach ein Stück Brot und fuhr fort: «Welch schönes Brot! Und wie bäuerlich stark!» Nach einer Weile kostete er den Wein und verriet dabei den vorsichtig und behutsam genießenden Kenner.

«Ein mit Liebe gepflegter Wein, Madame, ein Wein, wie ein ehrlicher, guter Freund – ach, gute Freunde sind selten.»

Über das Gesicht der Frau glitt ein Lächeln der Zufriedenheit, und sie sprach: «Dieser Wein kommt aus dem Thurgau und heißt Ottenberger. Am Ottenberg hat ein Junker Zollikofer, ein sehr angesehener Handelsherr aus der Stadt, Schloß und Reben. Daß er uns von seinem Wein verkauft, ist eine Auszeichnung. Mein seliger Mann war viele Jahre lang ein Pächter des Herrn Junker.»

«Rebberge, Madame, sind Gärten Gottes», begann der Alte, «auch mein Vater hat einst Reben gehabt, große Rebberge, und er nannte den Wein aus ihnen St. Christophorus. Das war bei Ste-Marie-la-Veuve, Madame, St. Christophorus war so stark, daß er das heilige Jesuskind durch einen tiefen, wilden Strom tragen konnte. Und, so sagte mein Vater – l'Eternel le bénit –, wer von meinem Wein trinkt, wird stark und trägt geduldig die ihm vom Himmel aufgebürdete Last.»

Der Fremde faltete die Hände und fuhr mit geschlossenen Augen fort: «Mein Herr Vater hatte auch schwere Last

zu tragen; Unglück ist über ihn gekommen — Rebberg um Rebberg hat er verkaufen müssen. Warum? Ein jeder Mensch hat irgendein Geheimnis, das er nicht verraten kann und darf. Und ein jeder Mensch ist irgendwie einmal ein Christophorus, der eine Last zu tragen hat, von der nur er weiß.»

Die Frau hatte teilnahmsvoll die Hände in den Schoß gelegt. Welch seltsamen Mann hatte sie in den Garten gebeten! Sie entdeckte plötzlich die verblichene Vornehmheit des Fremden. Das gab ihr den Mut zu fragen: «Der Herr hat gewiß schon viel durchgemacht? Hat er Verwandte oder Freunde in der Stadt?»

«Madame, ich kenne die Stadt nicht, und ich weiß nicht, wo ich Herberge nehmen soll. Der Zufall wird mich ein Logis finden lassen. Das Leben hat mich gelehrt, mich auch in der Fremde zurechtzufinden. Ja — das Leben ist bald gütig, bald grausam, bald verschwenderisch, bald geizig wie ein Wucherer. Bewahre Sie le bon Dieu vor den Wucherern. Die nehmen uns alles, was wir haben. Ich weiß, die hätten diese weiße Kugel von meinem Stocke geschraubt, wenn sie ihnen Gewinn hätte bringen können. Ein Mörder schlägt sein Opfer sofort tot, voilà! Der Wucherer aber erwürgt den Schuldner langsam, mit Bedacht, mit Geschick, mit gemein ersonnenen Kunstgriffen. Aber, was erzähle ich Ihnen, Madame! Allein, ich habe wieder einmal ein wenig Gelegenheit, mit einem Menschen so sprechen zu können. Die Welt kümmert sich nicht mehr um mich; warum soll ich mich um sie kümmern? Sehen Sie, morgen schon werde ich weiterwandern. Ich werde in mein Vaterland zurückkehren, zu den verlorenen Rebbergen von Sainte-Marie-la-Veuve. Vielleicht ein wenig erleichtert durch die Güte, die ich jetzt in Ihrem Garten gefunden habe. Solche Güte ist wie eine Begnadigung, die uns zuteil wird für — ja, für Fehler, die wir irgend einmal

gemacht haben oder haben machen müssen. Warum, wir wissen es selbst nicht.»

Die Frau hatte mit ehrlicher Aufmerksamkeit zugehört.

«Es ist so, wie der Herr sagt», sprach sie, «vieles bleibt uns verborgen. Unser Pfarrer spricht vom geheimen Ratsschluß Gottes, und das wird wohl so sein und bleiben. Seht, in unserem Dorfe kennt eine Familie die andere; man sieht nicht nur in den Garten des Nachbarn, sondern auch in das Haus. Das Leben hier ist einfach: wir haben alle dieselbe Arbeit. Aber schon in der Stadt ist es anders; dort geht ein jeder seinen eigenen Weg, der eine zum Wohlstand, der andere durch Armut; aufwärts, abwärts und auch ebenaus. Und wie wird das erst in Paris sein, du lieber Gott! Ich habe Bilder davon gesehen und in einem Buche gelesen, und der Joachim – das ist der Sohn aus dem «Kreuz» –, der war als Koch zwei Jahre in Paris und hat manches erzählt. Der Herr wird mir nicht zürnen – aber Paris soll eine Stadt voll Versuchungen sein und gottlos dazu?»

Der Fremde hob abwehrend die Rechte und antwortete: «Madame, wir haben viele schöne Kirchen in Paris, und es gehen viele Leute in die Kirchen. Wo wäre ein Ort, an dem es keine Versuchung gibt? Und wo die Stadt, in der es keine Gottlosen gibt? Man kann am Tage als frommer Mensch in die Kirche gehen und in der Nacht am Tische der Gottlosen sitzen. Nein, Paris ist eine Stadt mit guten und bösen Menschen, mit Glanz und Schatten, mit Tag und Nacht; es ist die Welt, ist Jerusalem und ist Sodom. Jeder findet das Paris, das er sucht. Es fließt ein großer Strom durch die Stadt; da glänzt für jeden eine Welle, und wenn es dunkel ist, leuchtet für jeden ein Stern. Wehe nur dem, dem seine Welle entflieht und dem sein Stern erlischt! Dann ist die Stadt grausam.»

Ein junger Mann trat in den Garten.

«Mutter, ich fahre in die Stadt», wandte er sich an die Bäuerin. Diese erhob sich und sprach: «Vielleicht nimmt der Herr mit dem ländlichen Wagen vorlieb?»

Der Fremde sagte gerne zu; wohl habe er sich in dem Garten und bei dem Wein gut erholt; doch sei in seinem Alter fahren leichter als gehen.

Die Fahrt ging durch Wiesen und etliche Weiler, und als der Wagen den Scheitel einer sanften Hügelwelle erreicht hatte, erblickte der alte Mann die zierliche Silhouette der Stadt. Über steile Giebel und bescheiden sich duckende Dächer erhoben sich die Türme der Kirchen. Schweigend betrachtete er das liebliche Bild. Die Stadt im Tale vor ihm war das Ziel der Pilgerfahrt des armen Mannes.

Als er auf dem Marktplatz vom Fuhrwerk stieg und dieses in einer Nebengasse verschwand, fand er sich wieder in der Einsamkeit, die den ganzen Tag über seine stumme Gefährtin gewesen war. Die Leute gingen achtlos an ihm vorüber; die Bürger genossen den Feierabend und spazierten marktauf und marktab. Es rollten Kutschen dahin, und man schaute ihnen ehrerbietig nach. Am großen Brunnen füllten Mägde kupferne Gelten, tränkten Knechte müde, abgeschrirrte Gäule, und am Gildenhouse glänzte die vergoldete Kugel der Monduhr. Der alte Mann aber stand, auf seinen Stock sich stützend, verloren in diesem kleinstädtisch geschäftigen Treiben; was er um sich sah und spürte, bedeutete für die Menschen, die vorübergingen, Heimat. Er aber hatte nicht teil an diesem Reichtum; er empfand die Weite der uferlosen Fremde, durch die er gehen mußte. In seiner Verlegenheit strich er sinnlos den Knebelbart zurecht und schlich endlich davon, die Herberge suchend, die ihm am See unten genannt worden war. Der Wirt wies ihm ein kleines Zimmer an und fragte nach den Papieren, denn er war ein vorsichtiger Mann.

«Ein sonderbarer Gast», sprach er zu seiner Frau; «es ist etwas Vornehmes an ihm, und doch, und doch — — ! Die Schuhe, die Kleider, der Hut, alles ist abgetragen, sogar das Gesicht, wenn man so sagen darf.»

«Woher kommt er?» fragte die Wirtin, und der Mann antwortete: «Er hat einen französischen Paß.»

«So ohne Bagage — — ?» gab die Frau zurück.

«Er habe sie am See unten eingestellt», erklärte der Wirt, «denn er sei nur auf einen Tag in die Stadt gekommen. Ob er zum voraus zahlen müsse, hat er mich gefragt und einen Louisdor aus dem Gilet geholt. Er solle das lassen, hab ich' ihm gesagt, er sei mir gut genug. Und wo der Pfarrer der französischen Kirche wohne, wollte er wissen, der Monsieur Rostieux, und wo der Buchbinder Bingasser; und dem seine Frau ist ja eine Französin.»

«So ist er also doch ein Franzose!» sprach die Frau mit Überzeugung. Der Wirt holte den Paß des Fremden, breitete das reichlich bestempelte, derbe Papier aus und las: «Rochon Pierre, de Nancy, né à Ste-Marie-la-Veuve.»

«Siehst du», wandte er sich an die Frau: «Ein richtiger Franzose!»

Als es dunkel geworden war, machte sich der alte Mann auf den Weg durch die Stadt. Er war jener Pierre Rochon, der entgleiste, verwöhnte Sohn einer durch ihn arm gewordenen, ehrbaren Familie, von dem Frau Marguerite Bingasser ihrer Tochter Sabine erzählt hatte: «Er hat mich heiraten wollen, aber meine Eltern wiesen ihn ab. Er war ein sehr schöner junger Mensch, doch ein Verschwender ohne Halt und Einsicht.»

Und jetzt war Pierre Rochon ein Mann, der nichts mehr sein eigen nennen konnte, als was er auf sich trug. Noch nicht einmal sechzig Jahre alt, sah er aus wie ein welkgewordener Siebziger. Er hatte ein zerstörtes Leben hinter sich, und so sehr er sich im Alter bemühte, durch Vorwürfe

an sich selbst zu büßen, schuf ihm jeder Tag neue Vorhalte. Er floh vor dem Gestern ins Heute und flüchtete sich jeden Abend vor den Erinnerungen, die in der Dunkelheit aus der Tiefe der Vergangenheit heraufstiegen; sie waren die Irrlichter, die ihn zurückführen wollten zum doch schon längst erloschenen Glanz der mutwillig und wertlos vertanen Jahre. Aus schwerem Schlaf wuchsen peinigende Träume; diese füllten ihm im Spiele die Hände mit Gold, und er ließ die Napoleondors und die Louisdors durch die Finger gleiten. Aber immer nahmen die Träume das gleiche Ende: das Geld fiel klingend auf den grünen Spieltisch zurück, und wenn er wieder danach greifen wollte, war es nicht mehr da. So litt er immer dieselbe Qual: am Tage die Furcht vor der Nacht, in der Nacht die Angst vor einer unsichtbaren Hand, die ihm Gold zuschob, um dieses im nächsten Augenblicke erlöschten zu lassen. Er trug sein inneres Elend auf zerrissenen Schuhen durch das Alter; eine kleine Rente, die ihm die Großmutter mütterlicherseits gesichert hatte, reichte gerade aus, die bitterste Not zu bannen. Jeden Monat erhielt «Monsieur Pierre Rochon, Particulier», einen Scheck, gut für vier und einen halben Louisdor. Von der letzten Rente trug Rochon an diesem Abend den letzten Dritt in der tiefen Tasche seiner Weste. Es war nicht irgendein Geschäft, das Rochon in die Stadt geführt hatte, sondern der große Wunsch, das Haus zu sehen, in dem das Wesen wohnte, das er in seinen jungen Jahren geliebt und verscherzt hatte: die schöne Marguerite, die der kleine Buchbindermeister Bingasser vor dreißig Jahren als Frau aus Frankreich in die Schweiz geführt hatte.

Die Stadt war stille geworden; ihre Bürger genossen den Ruf, häusliche Menschen zu sein. Die Gassen waren so verlassen, daß Pierre Rochon immer wieder Umschau halten mußte, ob jemand komme, der ihm Auskunft geben könnte.

«Pardon, Monsieur, wo ist das Haus zum „Ölblatt“?»

«Durch diese Gasse hinauf bis zu den Arkaden. Und dann an der großen Kirche vorbei. Nahe dabei ist ein großer Platz, und am Ende, oben, ist das „Ölblatt“.»

«Merci, Monsieur.»

Vor der großen Kirche stand ein Nachtwächter.

«Pardon, Monsieur, wo ist das Haus zum „Ölblatt“?»

«Das ist nicht weit von hier; am Kloster vorbei und bei der großen Linde rechts in die Gasse; dann sieht man das Haus Meister Bingassers.»

«Merci, Monsieur.»

So querte der alte Mann den weiten Platz. Jetzt stand er unter der Linde. Sein Herz schlug heftig, und seine Hände zitterten vor Erregung. Er mußte sich auf den Stock stützen. Noch ein paar Schritte hatte er zu machen, um vor Frau Margueritens Fenster stehen zu dürfen. Er bog in die enge Gasse ein. Obwohl sie in tiefer Dunkelheit lag, schimmerte am Hause zum «Ölblatt» die weiße Taube, den Ölzweig im Schnabel tragend, dem Suchenden entgegen. Pierre Rochon duckte sich in eine Mauernische, doch hielt er sich bereit, unauffällig weiterzugehen, wenn jemand käme. Er durchging sein Leben: es war ihm, als stünde er vor einem Haufen Scherben. Er sah sich hoch zu Pferd, sah sich auch in der vornehmen Uniform, die er, als junger Offizier, als St-Cyrien, getragen hatte. Damals hatte er Stiefel aus feinstem Leder getragen, die hatte ihm sein Diener jeden Tag mit feinem Wachs behandeln müssen. Jetzt — die Schuhe, in denen er stand, waren armselig, schiefgetreten, ohne Glanz und Geschmeidigkeit. Wer war er noch? Was war er noch? Er, der ehemalige St-Cyrien, stolz, jung, übermütig, genießend, was die Welt ihm zum Genusse darbot, Geliebtwerden, Liebendürfen, ein Papillon in den Gärten von Versailles, ein junger Bussard über den goldenen Feldern der Cham-

pagne, ein lachender Bacchant in den Weinbergen Lothringens, ein Anbetender des überirdisch schönen Muttergottesbildes in der Kirche von Ste-Marie-la-Veuve, ein Hellaufachender, wenn ihm beim Roulette das Glück hold war. Und jetzt: ein Vergessener, ein Ausgebrannter in ausgetretenen Bottinen. Trauriges Wortspiel: einmal St-Cyrien, jetzt «sans cir rien!»

Pierre Rochon schaute hinauf zu den kleinen Fenstern des «Ölblattes». Er sah die schmalen Balken der leicht gewölbten Stubendecke. Die Lampe aber, die den Raum erhellt, blieb ihm verdeckt; an den Wänden hingen Bilder und eine Uhr, deren Perpendikel einem hastig schwingenden Stern glich. Nun erschien jemand an einem der Fenster, öffnete dieses und schaute zum Himmel empor.

«Mama, Welch schöne Nacht!» rief eine junge Gestalt in die Stube hinein. Dann erschien Frau Marguerite neben der Tochter; und eine geraume Zeit blickten die beiden aus der Enge der Gasse sternenwärts. Sie flüsterten miteinander, und Sabinchen, das Mädchen, lobte die himmlischen Wunder.

«Sprich nicht so laut», bat die Mutter, «es steht jemand unten in der Gasse; man weiß nie, wer zuhört.»

«Ach, Mama, es ist nur ein alter Mann», erwiderte die Tochter, «ein Fremder, der wohl ein wenig durch die Gassen spazierengegangen ist und an den hellen Sternen seine Freude hat. Siehst du, wie er jetzt zum Himmel aufschaut?»

«O du liebes Kind», gab Frau Marguerite zurück, «glaubst du, alle Menschen seien Sternsucher? Sie sehen wohl tausend und tausend Lichter, aber in die Tiefe des Himmels zu schauen, das verstehen die meisten nicht.»

Pierre Rochon hatte an dem Klang der Worte «O du liebes Kind» die Stimme der Jugendgeliebten wieder erkannt. Hatte die junge Marguerite nicht damals, als er aus

St-Cyr auf Urlaub nach Hause gekommen war, am Garten-
tor ihm zugerufen: «O du lieber, großer Pierre!» Zwi-
schen jenem Tage und dieser Nacht lag sein Leben, lag
zwischen dem Garten von Ste-Marie-la-Veuve und dem
«Ölblatt» in der stillen Gasse. Und der alte Mann nahm
sich vor, unerkannt die Stadt zu verlassen. Das Fenster
Frau Margueritens war wieder geschlossen worden. Ein
mit Blumen bemaltes Rouleau ging lautlos nieder.

Pierre Rochon schlich müden Schrittes aus dem Schatten
der schlafenden Gasse. Am andern Morgen wanderte er
wieder auf der Landstraße in die Weite. Den Wirt hatte
er unter der Türe noch gebeten: «Mein Herr, sagen Sie
niemandem, daß ich nach der Familie Bingasser gefragt
habe. Ich habe die Visite verschieben müssen; man er-
wartet mich an einem anderen Orte.»

«Parole d'honneur», antwortete der Wirt; «Schweigen
ist bei mir eine Charaktersache.»